

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1925

202 (2.9.1925) Die Mußestunde

...wenn er erst und wagt, um anhaltend bei der Arbeit
 bleiben zu können. Erst führte er das Leben eines Armen,
 obwohl er Reichtümer besaß. Wenn ihn die Müdigkeit beim
 Schaffen überwand, schlief er angekleidet und mit den Stiefeln
 an den Füßen. Wie er wenig Speise zu sich nahm, so
 mied er auch den langen Schlaf. Im Greisenalter konnte er
 überhaupt nicht viel schlafen. Dann griff er nachts zu der
 merkwürdigen Kappe, die er sich aus steifem Papier gemacht
 hatte, entzündete das Talglicht aus Bienenfett, das oben in
 ihrer Mitte steckte, nahm Hammer und Meißel und machte sich
 an sein Werk. . . Michelangelo ist unverheiratet geblieben.
 Wenn ihm gelegentlich ein Freund Vorstellungen machte, weil
 er keine Frau genommen und keine Kinder hinterlassen würde,
 so antwortete er ruhig: „Nur zu viel habe ich mit einer Frau
 zu schaffen gehabt, das ist die Kunst, die mich stets gequält
 hat, und meine Kinder sind die Werke, die von mir zurück-
 bleiben.“ Humoristisch wies er auf Lorenzo Ghiberti hin,
 dessen Kinder verkauft und zugrunde gerichtet hatten, was er
 hinterließ; „die Türen von San Giovanni aber sind noch da“.
 Nur zu oft ging es unordentlich in dem Hausstand des ein-
 samer Mannes zu. Er verstand nicht, das Gesinde in Ord-
 nung zu halten. In seine Arbeit vertieft, sah er eine Weile
 gleichgültig dem Treiben zu. Dann aber reisten ihn plötzlich
 die kleinste Versehen, namentlich ungebührliche Geldausgaben,
 bis zur Maßlosigkeit. Besonders die weiblichen Dienstboten
 hatten es schwer und wurden von ihm kurzerhand aus dem
 Hause gejagt. Nur ein dienstbarer Geist hielt 26 Jahre bei
 ihm aus und wurde zu seinem unentbehrlichen Gefährten.

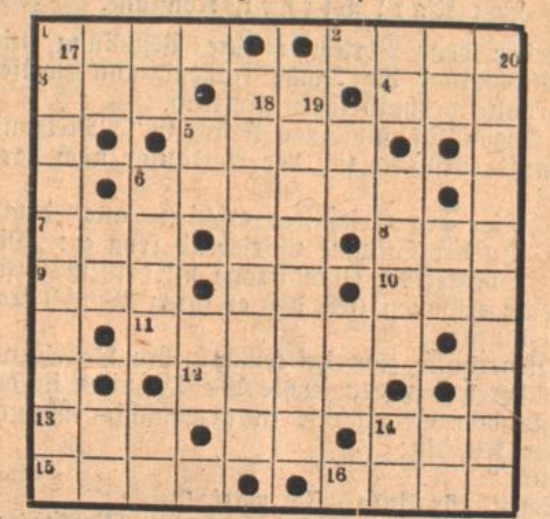
Mittelalterliche Rechtsauffassung. Eine eigenartige Be-
 handlung erfährt die „Unzucht“ im neuen Strafrechtswort.
 Auch die harmloseste unzüchtige Verührung — Vergewaltigung
 wird besonders behandelt — wird dreimal so schwer bestraft
 als die schlimmste und gemeinste Körperverletzung. Wenn ein
 Sagenblinder ein Mädchen, ohne es zu vergewaltigen, im sitt-
 lichen Empfinden durch eine Verührung beleidigt, so wird der
 Betreffende schwerer bestraft, als wenn er ihr ein Auge aus-
 geschlagen hätte. Alle Achtung vor dem Schutz der geschlecht-
 lichen Ehre, aber derlei Strafmaß ist doch ein so starkes Ueber-
 bleibsel aus der mittelalterlichen Auffassung von der Unsit-
 tlichkeit des Geschlechtlichen. Es wäre nur zu wünschen, daß
 das Kartell sozialreformerischer Vereine mit seinem Straf-
 gegen-Gegenentwurf Erlösa hätte. Der Gegenentwurf ist jetzt
 fertiggestellt.

Literatur
 Die neuen Zölle. Gesetz über Zolländerung — Zollsätze
 (überfichtlich geschildert) Frankfurter Societäts-Druckerei G.
 m. b. H., Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M.
 Der Abschluß, den der monatelange Kampf um die Zölle
 nunmehr gefunden hat, bedeutet für jeden Praktiker der Wirt-
 schaft ein Ereignis ersten Ranges. Wie viele Kalkulationen
 müssen jetzt abgeändert, wie viele Besuchs- und Abfahrpläne
 neu revidiert werden! Denn es wird ja jetzt die gesamte
 Preisgrundlage unserer Wirtschaft so verschoben, daß der
 Außen- wie der Binnenhandel, die Tätigkeit des Großisten wie
 die des Detailisten, des Industriellen wie des Handwerkers
 sich an ganz neuen Zahlen orientieren muß. Die prompte, ge-
 naue und übersichtliche Veröffentlichung des neuen Gesetzes
 und der abgeänderten Zollsätze, die die Frankfurter Societäts-
 Druckerei sofort nach Annahme der Zolltarife durch das Par-
 lament bewerkstelligt hat, wird daher von der Praxis begrüßt
 werden. Wie bei den früheren ähnlichen Veröffentlichungen
 (Steuern, Aufwertung, Dames-Gesetze), kam dem Verlag seine
 Personal-Union mit einer großen Tageszeitung zugute, die
 natürlich über die Einzelheiten der Reform stets rechtzeitig
 und genau orientiert ist. Durch die Gliederung des Materials
 nach den bekanntesten Abschnitten und Unterabschnitten des Zoll-
 tarifs ist eine besondere Uebersichtlichkeit erzielt worden.

Ein Mißverhältnis der Reichsanalytik. Bemerkungen, Gut-
 achten und Preisfestimmungen zum Reduktionsprojekt. Heraus-
 gegeben vom Ausschuss zum Schutze des Medartales und der
 alten Brücke zu Heidelberg. (Verlag von J. Bensheimer,
 Mannheim. Preis 1 M.) Die Broschüre versucht nachzuwei-
 sen, daß es nicht anständig sei, den Reduktionsplan weiterzuben-
 den, bis nicht einleuchtender als bisher bewiesen sei, daß dieser
 Kanal nach seiner Vollendung tatsächlich der Träger zahlrei-
 cher bedeutender Transporte werden würde. Es werden Gut-
 achten, Preisfestimmungen zusammengestellt, aus denen bewiesen
 werden soll, daß die Durchführung des Reduktionsprojekts ein
 Mißverhältnis wäre. — Das letzte Heft der Zeitschrift „Süd-
 west-Deutschland“ setzt sich mit dieser Schrift auseinander. Der
 Raie hat nun die Möglichkeit, sich an Hand der beiden Schrif-
 ten ein eigenes Urteil zu bilden.

Schriftleiter: Hermann Winter. Verlagsdruckerei Volksfreund G. m. b. H. Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätfelrätsel
 Kreuzworträtsel



Die Zahlen links oben in den betreffenden Feldern sind
 der Buchstabenbeginn für die wagerechten, die Zahlen rechts
 unten der Buchstabenbeginn für die senkrechten Wörter: 1 —
 weiblicher Name, 2 — Gangart, 3 — Strom, 4 — weiblicher
 Name, 5 — Produkt von Steintofen, 6 — bekannte Stadt,
 7 — Wagenteil, 8 — Erdart, 9 — Wagenteil, 10 — Anerken-
 nung, 11 — Hülle des Kerns, 12 — Zusammenbruch, 13 —
 kalte Masse, 14 — großes Wasserbeden, 15 — Drama Ibsens,
 16 — alttestamentlicher Name, 17 — Ort in der Schweiz, 18 —
 Ort einer bekannten Gemeinde, 19 — Rand Weg eines Feldes,
 20 — bekannter Badeort.

Rätsel

In anspruchsvollem Kleide
 „Küh“ ich auf brauner Seide;
 Manches Mädchen heißt wie ich;
 Nun, Leier, kennst du mich?

Auflösungen der Rätsel der Nummer der 35. Woche

Bezierbild: Man stelle das Bild verkehrt. Der Aufseher
 lehnt mit dem Rücken an dem Stamme der linken Palme.
Bildungs-Rätsel. Verfasser ist Goethe. Ueberschrift:
 Wundersers Gemütsruhe (Westföhl. Divoan).
Richtige Lösungen fanden ein: Bildungsrätsel: R. Galle,
 Karlsruhe. Bezierbild: Wolf Weiber, Karlsruhe; Robert
 Arbeit, Gröningen; R. Schwan, Rotenfels.

Witz und Humor

Grabstätte

Der Beschwörer
 Durch eines Dämon Stöß,
 Kam er in Jesu Schöß.
 Am zwanzigsten Augustus.
 Gelobt sei Jesus Christus!

Der Unhöfliche

Hier ruht Hans Kalpar Grobian,
 Ein Klotz, wie's keinen geben kann!
 Sag er nicht ohne Gut im Grab,
 Er zög ihn selbst vor Gott nicht ab!

Allerhand.

Olympio schläft unter diesem Stein
 Wie sie nur selten schlief — allein!

Die Käntische.

Mein Weib deckt dieser Grabstein zu,
 Für ihre und für — meine Ruh.

Der Schlummerer.

Den Pfarrrer Sedulim
 Verschleht dieses Grab.
 Gott gab den Schlummer ihm,
 Den er den Hörem gab.

Ein auter Hund. „Hallo, Brown! Sage mal, das ist doch
 Dein Hund? Ein netter kleiner Kerl. Ist er denn gut?“ —
 „Gut! Natürlich ist er es. Wenn ich zu ihm sage: „Wißt
 Du kommen oder nicht?“ Dann kommt er — oder er lein mit
 nicht.“

Die Mußestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

36. Woche Karlsruhe, den 2. September 1925

Niederreißen

No Mischelstern eng verbaut
 Einander Luft und Sonne nahmen,
 Sah junge Leute man, die laut
 Mit Haden und mit Stangen kamen.

Die Hand haßt,
 Die Wand gibt nach,
 Es fällt in Schutt,
 Was morisch und schwach

Die Stange bricht,
 Es wankt der Stein.
 Die Mauer fällt,
 Das Dach stürzt ein.

Ein alter Mann geht dort vorbei
 Und sieht es mit entsetzten Mienen.
 Bleibt stehn und fördert Hill und Scheu
 Voll Wehmut zwischen den Ruinen.

„Was baut ihr hier, mein Freund, so laut,
 Wohl neue Wäfen — und wie viele?“
 „Hier wird nicht wieder aufgebaut!
 Es wird ein Platz für heit're Spiele!“

„Was? Wiederaufbau wollt ihr nicht?
 Nur niederreißen? Welche Zeiten!“
 „Wir schaffen freie Luft und Licht,
 Hat dies denn gar nichts zu bedeuten?“

Aus der Strindberg.

Aus der Geschichte des Gewerkschaftshauses

Von Stätten proletarischer Geschichte.

Die Volks- und Gewerkschaftshäuser sind der Ausdruck
 proletarischer Zusammenhanges. Sie sind die Stätten, in
 denen sich die proletarische Bewegung äußerlich konzentriert.
 Nicht nur laufen in den Büros die Fäden der proletarischen
 Bewegung der Städte und Bezirke zusammen, in den Räumen
 und Sälen der Gewerkschaftshäuser vollzieht sich auch die le-
 bendige proletarische Geschichte des Ortes, und wenn ein ei-
 genes Volks- oder Gewerkschaftshaus noch fehlt, dann ist es in
 der Regel ein bestimmtes privates Lokal, in dem sich das Par-
 tei- und Gewerkschaftsleben des Ortes abspielt. Der Kla-
 senkampfcharakter der proletarischen Bewegung drängt
 nach Stätten, an denen sich das proletarische Leben seiner re-
 volutionären Art entsprechend frei und ungehindert entfalten
 kann, und darum ist es überall das Streben des Proletariats
 in den Städten, ein eigenes Volks- oder Gewerkschaftshaus zu
 besitzen.

Dieser Klassenkampfcharakter, wie er in dem eigenen Hause
 des Proletariats am vollendetsten zum äußeren Ausdruck
 kommt, ist aber mit der Lokalfrage verbunden, solange sich pro-
 letarischer Streben in der Geschichte bemerkbar macht. Auch
 die Gewerkschaftshäuser haben damit eine lange Vorgeschichte,
 deren Anfang die Trintstuben des Mittelalters bedeuten.
 In den Trintstuben kamen die Menschen des Mittelalters
 zusammen. In den Trintstuben hatten sie Gelegenheit zur
 Aussprache. In den Trintstuben hatten die proletarischen
 Menschen damit aber auch die Möglichkeit des Sichfindens.
 Aus diesem Zusammenreffen in den Trintstuben ergab sich
 von selber der erste organisatorische Zusammenhanges. Die
 mittelalterlichen Trintstuben haben damit für die Entwicklung
 des proletarischen Organisationslebens eine historische Bedeu-
 tung.

Neben den Trintstuben boten die Kirchen Gelegenheit
 zum proletarischen Zusammenkommen und sie führten auch,
 ebenso wie die Trintstuben zu Brüderrichten. Während
 die kirchlichen Brüderrichten aber nur Unterhaltungswecken
 dienten, hatten die Brüderrichten der Trintstuben Kampfcha-
 rakter; sie bedeuteten den Widerstand gegen die Meister.

Dieser Kampfcharakter brachte es mit sich, daß die Trint-
 stuben der Meister und der Gesellen vertrieben wurden. Ur-
 sprünglich sahen Meister und Gesellen in derselben Trintstube.
 Je mehr die Gesellen aber in Klaffengegensatz zu ihren Meistern
 gerieten, um so deutlicher kam dieser Gegensatz auch in den
 Trintstuben zum Ausdruck. Die Gesellen hatten ihre ei-
 genen Trintstuben und zwar hatte jede Zunft ihre besondere
 Stube. Aus der Stätte des geselligen Zusammenhanges wurde
 damit die Stätte des Kampfes, die deshalb von der
 Obrigkeit im ausgehenden Mittelalter ebenso bekämpft wurde
 wie das Proletariat selber. In vielen Städten verbot man
 gar, die Trintstuben der Gesellen einfach zu verbieten.

So verbot der Rat zu Frankfurt im Anfang des 15.
 Jahrhunderts den Tagelöhnern und Knechten, Trintstuben zu
 halten. Wer ihnen dennoch ein Haus oder eine Stube als
 Trintstube hielt, der wurde mit 1 Gulden täglich bestraft. Aber
 diese strenge Bestimmung konnte sich nicht lange halten. Es
 wurden den Gesellen bald 11 Stuben erlaubt; so wurde den
 Gartenknechten und Sachsenbäuer Knechten eine Trintstube
 gestattet. Ähnliche Verbote gab es in Mainz, Worms,
 Speier und anderen Städten.

Ihren Höhepunkt erreichte diese Bekämpfung jener primi-
 tiven proletarischen Bewegung durch Unterdrückung ihrer
 Stätten in der Straßburger Knechtordnung von 1465,
 zu der sich eine Reihe von Städten zusammengeschlossen hatte.
 Durch diese Knechtordnung wurde jeder proletarische Zu-
 sammenschluß unterjagt und jede Trintstube wurde einfach
 verboten.

Und damit die Gesellen nur ja nicht heimlich zu Um-
 trieben gegen ihre Meister zusammenkommen konnten, durften
 die Gesellen, von Dieren bis Michaelis nicht nach 10 Uhr und
 von Michaelis bis Dieren nicht nach 9 Uhr abends auf der
 Straße sein, außer in die Nähe der Herrschaft oder
 Meisterschaft. Der Uebertreter wurde mit 30 Schillingen
 Geldstrafe oder 4 Wochen im „Turm“ bei Wasser und Brot
 bestraft. Wirte nicht proletarischer Trintstuben, die nach dies-
 er Zeit Gesellen aufnahmen, wurden mit 5 Pfund Geldstrafe
 belegt. „Doch geht dies“, so heißt es ausdrücklich, „Herren,
 Reiterknechte, Kaufleute und Pilger nicht an, die ehrliche und
 redliche Leute sind.“

Aber auch diese Bestimmungen waren nicht von langer
 Dauer. Die Entwicklung der städtischen Produktion machte
 die Lohnarbeiten des Handwerks zu immer bedeutungsloseren
 Faktoren des Wirtschaftslebens. Die städtische Produktion
 hatte in erhöhtem Maße Arbeitskräfte erforderlich gemacht.
 Deshalb finden wir gegen Ende des Mittelalters schon deutlich
 in kleinerem Maße das, was unsere Zeit im großen aufweist,
 den Zug zur Stadt, und je mehr das Mittelalter zu Ende
 geht, um so größer wird die Entfernung, aus der die in die
 Stadt Eingewanderten stammen. 1311—1350 a. V. stammen
 von 100 Bürgern in Frankfurt am Main aus einer Entfernung
 bis 2 Meilen 54,8, 1451—1500 aber nur noch 23,2. Dagegen
 stammen aus einer Entfernung über 20 Meilen 1311—1350
 nur 3,2, dagegen 1451—1500 14,3.

Diese Zunahme an Zahl, verbunden mit der wirtschaft-
 lichen Rolle, die jenes Proletariat in der Produktion mehr
 und mehr spielte, machte bei dem solidarischen Zusammen-
 halten ein dauerndes Verbot der Lokale unmöglich. Wieder-
 holt waren die handwerklichen Lohnarbeiter mit Pfeifen und
 Trompeten aus der Stadt gezogen, wenn ihre Forderungen
 nicht bewilligt wurden, und dieser Streik hatte dann das
 betreffende Handwerk der Stadt völlig lahmgelegt. Deshalb
 konnte das Verbot der Organisationen wie der Lokale nie
 lange währen. Die wirtschaftliche Entwicklung brachte mit der
 steigenden Proletarisierung auch die steigende organisatorische

Kraft, die ihr wirtschaftliches Recht und damit auch ihr Recht auf das eigene proletarische Lokal zu halten imstande war.

Dennoch finden wir in der ganzen proletarischen Geschichte immer wieder den Kampf der die Interessen der Besitzenden wahrnehmenden Behörden gegen die proletarischen Lokale bis in die neueste Zeit. Welche Schikanen man benutzte und wie man es dem Proletariat in manchen Orten unmöglich zu machen suchte, einen Saal zu bekommen, ist noch in aller Erinnerung.

Wenn sich Reste davon auch heute noch finden, so hat die Befreiung des Oberrheinraums 1918 in Verbindung mit dem gewaltigen Anwachsen der proletarischen Bewegung doch heute einen Sieg des Rechts auf die Städte der proletarischen Zusammenkünfte gebracht, der heute so oft als etwas Natürliches und Allgewohntes hingenommen wird, während er in Wirklichkeit die Krönung einer langen Kampfgeschichte bedeutet. Das Gewerkschaftshaus symbolisiert den Sieg der Klasse im Kampf, der sich in all den Jahrhunderten wieder durch Bekämpfung der Organisationsmaßnahmen noch durch Bekämpfung der Stätten des Zusammenstufes niederhalten ließ.

Deutsche Kolonien in Palästina

von Maria Harder.

(Nachdruck verboten.)

Es ist kein Aushängeschild und kein Scherz. Ein Araber fuhr mich auf den hohen Karmelberg und jagte weiterweg, indem er talwärts auf das liebliche Städtchen Haifa an der Salomonenbucht der Küste Palästinas wies: „Germania-Kolonie.“ Sonst konnte er nur arabisch, aber ich verstand ihn. Trotzdem wir schon in guter Höhe waren, erkannte ich ohne Glas an der Offseite der Stadt einen von Grün umrandeten Häuserkomplex — die deutsche Kolonie. Wenige Minuten später hielt der Wagen vor einer Erfrischungsbühne, an der ich zu meiner Ueberraschung den anheimelnden Namen Friedrichs las. Das blonde Mädchen des Wartesaals hatte ich allerdings ohnedies als deutsch angesprochen. Und es war eine besondere Freude, hier seinen Durst zu stillen.

Einige Stunden später war ich wieder im Tal und nahm Gelegenheit, die heimatische Siedlung aus nächster Nähe zu betrachten. Da ging ich denn wirklich und wahrhaftig durch deutsche Gärten und Sträucher. Im Augenblick dachte mich ein Heimwehgefühl, das mich satt sein ließ von allem Orient und aller Fremde. Ich sah blante Gemüser — saubere Vorgärten — genusste Türksilber — gefegte Straßen — vertraute Namen und war der Heimat näher denn je.

Am 1860 war es, da eine kleine Schar Württemberger unter der Führung des eigenwilligen Theologen Hofmann nach Palästina auswanderte. Was diese Menschen damals voranden, waren buchstäblich „viele Steine und wenig Brot“. Wer die Steinwüsten Palästinas kennt und den Willen hat, hier zu atmen, der muß nicht nur gute Geräte, sondern vor allem Mut und zäheste Ausdauer besitzen. Diese Deutschen hatten das, außerdem aber noch ihren guten Glauben an das Gelingen ihres Planes. Und was tut nicht alles der Glaube! Wie er auch gerichtet sein mag, er hilft immer.

Diesen ersten deutschen Kolonisten in Palästina haben sich unendlich viele Schwierigkeiten in den Weg gestellt, wie sie sich hier in Kürze darnicht erzählen lassen. Vor allem mangelte es anfangs immer an Kapital, das nur gegen ungerechtfertigt hohe Zinsen zu erlangen war. Das Land aber trug für den Anfang immer nur Steine und spärliches Gras. Durch mühsames mühsames Bauen nach den Steinen, und durch Anlegen zahlloser Bewässerungsgräben, durch unendliche Geduld und größte Genügsamkeit erst gelang es, dem Boden Früchte abzuringen, wie sie heute der Stolz deutscher Palästina-Kolonien sind.

Als der lange Krieg kam, war im Augenblick alles verloren. Englands lange Trübsal leitet sich auch um Orient. Die Türken mußten Palästina räumen, das England schließlich. Deutsche, die nicht rechtzeitig genug hatten fortkommen können, wurden nach Ägypten interniert, nicht wissend, was mit ihrem Eigentum wurde. Die guten Wohnhäuser bildeten bald die Quartiere der Engländer und Italiener.

Aus begreiflichen Gründen gingen die Deutschen an ihrer Scholle und bemühten sich nach dem Kriege deshalb sehr, wieder nach Palästina zu kommen. Es alückte. Unter veränderten Verhältnissen zogen sie wieder in ihre zweite Heimat ein. Statt der Türken, mit denen sie in ihrem ersten Vernehmen gelebt, hatten die Engländer nunmehr die Macht. Aber das war das Vergleiche nicht. Wie sie ihre Wohnstätten voranden, das war zum Erbarmen; besonders dort, wo die Italiener „ge-wohnt“ hatten. Was nicht ruiniert war, hatte man verjagt.

Und so hieß es, die von den Toten begonnene Arbeit noch einmal mit gleicher Liebe anzupacken. Es ist ihnen auch gelungen, die gewohnte Ordnung wieder herzustellen, wenn auch unter erheblichen Entbehrungen. Aber noch heute sind unsere Landsleute in ihrer Bewegungsfreiheit sehr eckelhaft. Sie haben ihre Häuser nämlich nicht für sich allein, sondern rechtliche Zwangsquartiere. Nach einem Abkommen zwischen dem einzelnen Bürgermeister jeder deutschen Siedlung und dem englischen Gouverneur hat jedes deutsche Haus Engländer aufzunehmen. Und zwar war dieses Abkommen für die Dauer von fünf Jahren getroffen, da die Engländer sich inzwischen ihre Häuser bauen wollten. Leider mußte die Frist im vergangenen Sommer erneuert werden, da man sich trotz bester Mühseligkeit mit dem Häuserbau Zeit läßt. Es ist zwar eine gesetzliche Miete festgelegt, die jedoch bei weitem nicht ausreicht, da für die Schäden des Hauses der Eigentümer aufkommen muß. Wer nicht freiwillig seine Wohnung zur Verfügung stellt, dem kann es passieren, daß sein Haus zwangsweise zu einem Spottpreis an einen Engländer verkauft wird.

In der deutschen Kolonie Haifa findet man neben Gartenbau auch viel Handwerk. Die jüngste Generation hat sich teils zum Kaufmannstand aufgeschwungen. Dagegen fand ich auf dem Wege nach Nazareth eine rein landwirtschaftlich gehaltene Kolonie, die sehr ertragreich sein soll, wie man mir allgemein sagte. In Nazareth selbst sind nur etwa dreißig Deutsche. Sie standen vor dem Kriege nahezu freundschaftlich mit den im Orte wohnenden Engländern, Franzosen und Russen, zanken sich heute auch gerade nicht, lieben sich aber noch weniger, das ist in der Heimat des großen Nazareners besonders peinlich. Aber anscheinend denkt niemand daran, trotzdem sie beinahe ein bißchen auf ihr Christentum pochen. Ich verfuhrte nur, einen Weg zu gemeinsamer Arbeit anzudeuten, weil die Europäer in dem kleinen Nazareth so sehr aufeinander angewiesen sind. Mir schien jedoch, daß selbst der gute Wille fehlte und ich bin darüber traurig geworden. Wenn ich dann aber auch daran denke, daß die Engländer dem deutschen Hotel „Germania“ in Nazareth einen englischen Namen aufzwangen, sehe ich, daß der Weg zu einer Verständigung noch weit ist. Aber aber Nazareth aufwärts und richtig ansah, der sieht es nachdem immer noch so lieblich zwischen den Bergen schlafen und mühselig bestimmt, daß hier Friedensliebhaber gefunden werden, welche Weltanschauung oder Religion er auch vertreten mag.

Rund 3000 Deutsche wohnen heute im „gelobten Land“. Und überall fand ich deutsche Gemeinden und deutsche Kolonien. Von letzteren verdient eine besonders genannt zu werden; nicht zum Tadel der anderen; aber diese Kolonie ist ein Paradies, das sehr wohlfeinend Sarona heißt. Man kann diese Kolonie ein Märchen nennen, das da beginnt: „— und es waren Steine — Steine, Sand und Steine —“ und es enden zu lassen: — eifrig Schiffe des Abendlandes lenten ihren Kurs gen Jaffa, dem Hafen für Sarona, um die tausenden Tonnen Orangen und den herrlichen Wein ihren Vätern zu bringen. — Es ist so. Sarona stellt alles an Landwirtschaft im Orient in den Schatten und ist der Stolz aller Deutschen in Palästina. Ich sah eine Gärtnerei von seltenem Ausmaß, Ueberall zogen die Bewässerungsgräben durch das Land, auf dem man die verschiedensten von Deutschland importierten Gemüse- und Blumenarten finden konnte, die absolut nicht schlecht gedeihen. Dem Gartenland glichereit sich eine unübersehbar große Orangenplantage an, die die beste ihrer Art in Palästina sein soll.

Auch auf seine Viehzucht kann Sarona etwas geben. Schweine hört man quieken und Kühe brüllen — Enten und Gänse schnattern um die Wette. Und nach allem Staubgeschludern und Ausgerase dieses Landes tut der Schatten in Sarona besonders wohl.

Die Palästina-Deutschen kann man wohl die Nachkommen des Theologen Hofmann nennen. Und so weit sie Württemberg sind, verleugnen sie sich nicht. Auch diejenigen nämlich, die nie in Deutschland waren und hier seit dreißig Jahren arabisch, englisch und französisch sprechen müssen — in ihrer Muttersprache „Schwäbisch“. Und das so aut, als kämen sie eben aus Deutschland. Dabei fällt mir ein, daß ich in der uralten feste Akko durch Zufall ein altes Mütterchen aus Schleswig fand, die einzige Deutsche in der Stadt. Sie war überaus glücklich, jemand aus der Heimat zu treffen und ließ sich von mir Ortsnamen aus Schleswig-Holstein nennen, die sie vierzig Jahre nicht mehr gehört hatte. Und plattdeutsch mußte ich sprechen — es konnte ihr nicht zuviel werden. Nur war sie traurig, daß sie mir ein arabisches Mittagessen geben mußte, aber es war schon zubereitet gewesen. Zwischen durch sprach sie dann wieder von den Buchenwäldern an der Ostsee und saate beim Abschied wehmütig: „Vergeßen Sie mit nicht.“ Das sind unsere Landsleute in Palästina.

Die Dame mit —

Von Karl Birner, Konstanz.

Beate teilte dem Verkäufer ihre Bestellung mit. Der Verkäufer sah hierauf die Dame fragend und zweifelnd an. Beate wiederholte deshalb ihren Auftrag. „Einen Augenblick, gnädigste Fräulein.“ Mechanisch und wie abgestumpft entfernte sich der Verkäufer nach der Ladenwerkstätte.

Der Techniker des Geschäftes erschien aus dem Ladenbintergrund. In der Stimme vibrierend frag er: „Die Dame wünscht?“ Er begleitete seine Frage mit einem Geschäftsausdruck, der Beate erkennen ließ, daß er ihren Wunsch trotz seiner Frage genau kannte.

Beate wiederholte zum drittenmal ihre Bestellung. Mit unsicheren Fingern suchte der Techniker in dem Vorrat. Er fand das Gemünschte in gewöhnlicher Nummer und reichte es der Kundin:

„Hier bitte.“
„Gut. Schluß für links. Ich warte.“
Der Verkäufer entfernte sich nach der Werkstätte. Zum Surren der Scheibe murmelte er:

„Uebergeschnappt. Der exzentrisch. Oder beides. Und nur links. Ganz verrückt. Oder nötig? Kaum. Ueberhaupt für selten. Egal. Fertia.“

Er stellte die Scheibe ab, prüfte, strich mit einem Instrument noch einige Male knirschend hin und her, prüfte abermals und ging in den Laden:

„Bitte meine Dame — fertia.“
Beate prüfte.

„Ist es? Gut?“
„Ja. Gut?“
Beate bezahlte und ging. —

Als sie das Gemüß des Bürgersteigs betrat, wichen ihr drei Damen verängstigt aus und saßen, auf.

Beate ging langsam den Bürgersteig entlang. Groß, wie sie nun einmal war, mit festem Gang, der ihre Gestalt noch größer erscheinen ließ.

Der ihr entgegenkommende Menschenstrom staute sich vor ihr. Es war, als ob ein unsichtbares Hindernis vor ihr hergeschoben würde, vor dem die Menschen zurückdrallen; als ob Beate eine Mauer von zusammengepreßter Luft umgeben würde, die mit ihr wandelte und an der die Menschen abfluteten. Und alle schauten verwundert auf, wenn sie Beate sahen, wichen aus, bogen zur Seite, blieben stehen oder traten auf den Fahrdamm ohne Rücksicht darauf, unter die Räder des Verkehrs zu kommen.

Beate sah verwunderte, entgeisterte, erschrockene und verklärte Augen. — Sie fühlte Augen vor und neben sich, die alle auf sie aerrichtet waren: schau, ängstlich, warnend, misbilligend, fragend. — Sie fühlte sich in einen Mittelpunkt gestellt, in dem sich alle Blicke auf ihr und in ihr trafen. Kreuzen und schnitten, die sie durchforschten wollten, ihr die Kleider vom Leibe guden. — Sie sah Fragen auf erschrockenen, verwirerten, fassungslosen erhabenen und demütigenden Antworten auf anderen Gesichtern. — Sie hörte um sich unverständliches Wispern und Lächeln; und hörte hinter sich Worte wie: Vorsicht! Herberstlich! Durchsichtig! Unstündlich! Vers rechts! Herrentier! Schumann! Hundsfänger!
Beate schritt ruhig weiter. Sie hörte und sah und fühlte alles, und hörte und sah und fühlte nichts.

In einiger Entfernung kam ein großer Herr ihr entgegen. Sie mußte ihn sehen, denn er war groß und trug ein Monokel. Und sie sah ihn an. Sie mußte ihn ansehen, vielleicht seiner Größe, vielleicht seines Monokels wegen.

Der große Herr hatte auch Beate gesehen, denn er rief verwundert die Augen auf wie vor etwas Unfassbarem, Unbegreiflichem, Unmöglichen. Dann nahm er das Monokel aus dem rechten Auge, um die Erscheinung besser sehen zu können. Er rief das Glas gewohnheitsmäßig zwischen Daumen und Zeigefinger wie schon hundertmal, diesmal zerbrach es und er wunderte sich darüber nicht; die Scherben fielen auf den Boden. Er war stehen geblieben und ließ Beate an sich vorbei gehen. Dann flüsterte er:

Verdammt! Auch das dahin! Und ihr ist's Bedürfnis. Links. Kein Zweifel. — Verdammt! Und admirabel! Mehr noch!

„Harald! Haben Sie gesehen? Ja? Haben Sie gesehen?“

„Was?“ frag Harald tonlos zurück.
„Sie haben nicht? Was? Trotz Monokel?“
„Tut sich.“
„Was tut sich? Ihr Monokel?“
„Ja.“

„Verständlich, das es abstell. Aber haben Sie gesehen?“
„Was?“
„Menschenkind! Sie haben sie nicht?“
„Wen?“
„Die Dame mit — Monokel?“

Wenn der Wald erwacht

Klasse von Wils Frenzel.

Künftig schreite ich vorwärts, immer weiter durch den dunklen Wald. Am grauen Himmel schimmerte noch die blaßgelbe Mondhugel, und der Morgenstern funkelte in goldener Pracht.

Still ist es im Walde, als wäre alles Leben erstarben. Nur das vorjährige Herbstlaub rauschte zuweilen unter meinen Füßen. O, wie wohl tat mir die Stille. Kein Blatt, keine Blume am schlanken Stengel regte sich. Das Bild ruhte versteinert in seinem Lager und der Vogel im verkörperten Nest. Sie alle schliefen noch und träumten dem kommenden Morgen entgegen.

Doch weiter schritt ich, und immer dichter wurde der Wald. Die alten Eichen und Buchen verkränkten ihre Arme zu einem Riesendome. Im Kreise lagen verwitterte Wurzeln und moosbedeckte Steine. Auf einem dieser Steine ließ ich mich nieder, um mich ein wenig zu verschnaufen. Der fallende Tau kühlte meine brennende Stirn.

Nächtlich wurde das tiefe Schweben der Natur um mich gelöst. Der Morgenwind kam anfangs leise, dann immer lauter und gewaltiger herangeweht. Die zahllosen Blätter der Bäume begannen zu flüstern und zu tosen. Der Wald wurde mit einem Male lebendig und bekam tausend Töne und Sprachen. Die erwachende Kreatur verließ ihr Lager, das Bild brach durch die knarrenden Äste, der Vogel fuhr zwitschernd aus seinem Nest empor. Der graue Schimmer im Osten, wie mattes Silber, wurde röter und röter, die weißen Wolken am Horizont färbten sich mit goldenen Säumen. Ein Lichtstrahl zitterte durch den Wald und fiel in das dicke grüne Dach des heissen Domes. Die alten grauen Stämme der Buchen glänzten wie leuchtender Marmor, die Birken glänzen silbernen Säulen, und die schuppigen Röhren funkelten wie glühendes Erz. Und immer heller und heller kam das Licht heran, die goldenen Sonnenstrahlen senten sich auf Wald und Flur. Die jungen Tannenzapfen leuchteten als grüne Freudenfadeln.

Mein Auge sah all die Herrlichkeit, und mein Herz starrte in Wonne und fühlte die tiefe Bedeutung der Auferstehung von Nacht zum Tage, vom Tode zum Leben. Langsam richtete ich mich auf und wanderte weiter. Die Luft war mild und mit Wohlgerüchen geschwängert. Die Sonne schien in goldener Pracht, und ihre Strahlen brachen durch das grüne Laub und zitterten auf dem Boden, mit dem schwankenden Schatten der Blätter vermischt. In den Wipfeln der Bäume sangen die Vögel ihr Lied, und ein munteres Singschören wiegte sich auf einem schwankeuden Ast.

Und höher und höher stieg die Sonne.

Aus Welt und Wissen

Aus dem Leben eines Genies. Michelangelos Leben und Schaffen ist ein erschütterndes Beispiel für die Einseitigkeit des Genies und für sein trauriges Ringen mit den Alltäglichkeiten des Daseins. Solche persönlichen Züge des großen Meisters hebt besonders Hans Madowitz in seiner neuer erschienenen Michelangelo-Biographie hervor, die jetzt in neuer, erweiterter Auflage bei Bruno Cassirer in Berlin erschienen ist. Das Haus Michelangelos in Rom lag in der Nähe der alten Kaiserfora und unterschied sich wenig von den umstehenden Gebäuden. Im Erdgeschloß lagen Stallungen, nach hinten zu ein Garten, in dem der Meister manchmal seine angefangene Marmorarbeit schaffen ließ. Das Innere hatte viele, merkwürdig ineinander verschachtelte Zimmer und Räumlichkeiten. Der größte und höchste Raum war als seine Werkstatt eingerichtet. Im Innern dieses Saales herrschte anspruchslose Einfachheit. Nur Gedanken der Arbeit und des Todes warteten an dieser Stätte. Auf halber Höhe der Treppe hatte der Meister den Tod als Stelet gemacht mit einem Sarg auf dem Rücken. Im Schlafszimmer fand das eiserne Bettgestell mit Strohmattensack und einem weißen Leinenbimmel am Kopende, ein Schrank mit Käse und Kleiderbüchsen und der Kasten aus Nussbaumholz, in dem der Meister sein Geld und seine Handschriften verwahrte. Als man nach seinem Hinsehen das Inventar aufnahm, fand man in dieser Truhe, teils in Talgkännchen geknüllt, teils in Gefäßen, 8190 Goldgulden und etwa 200 Stadi. Michelangelo selbst lebte mit größter Anpruchslosigkeit, schon in der Jugend hatte er sich mit ein